

HEYNE <

DAS BUCH

Der Kater steht jetzt vor dem Schrank und schnüffelt am Türspalt. Der Liebhaber schwingt sich auf und verscheucht ihn, indem er zischend in die Hände klatscht. Das Tier macht einen Buckel und springt mit einem bedrohlichen Fauchen aufs Bett und von dort aus dem Fenster. Er überlegt, es zu schließen, damit der Kater nicht mehr hereinkann. Aber bei dieser Hitze ist es in seiner Wohnung dermaßen stickig geworden, dass er Angst hat, die Gerüche, die sie ausdünstet, könnten sich im Haus ausbreiten.

Jetzt aber los. Er holt den Klappstuhl und stellt ihn neben den Sessel. Komisch, denkt er. Sie wirkt kleiner als gewohnt, zarter und zerbrechlicher. Mehr wie jemand, der meinen Schutz braucht. Er legt ihren Unterarm wieder auf die Sessellehne zurück und geht in die Küche, um die Schere zu holen. Damit schneidet er sehr langsam und vorsichtig das Gewebeklebeband um ihren Hals durch und zieht ihr die durchsichtige Plastiktüte, die damit befestigt ist, vom Kopf. Ganz behutsam, um ihr herrliches Haar nicht in Unordnung zu bringen. Später will er ihr die fleckigen Kleider ausziehen und in die Waschmaschine stecken. Er wird sie baden, ihr die verschwitzten Locken waschen und auskämmen und ihren Körper mit Babypuder bestäuben. Bei dieser Hitze wird alles im Nu trocken sein.

DER AUTOR

Alex Marwood ist das Pseudonym einer erfolgreichen britischen Journalistin. Sie lebt in London und arbeitet an ihrem nächsten Roman.

ALEX MARWOOD

DER **KILLER**
VON NEBENAN

ROMAN

Aus dem Englischen
von Barbara Häusler

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe *The Killer Next Door*
erschien 2014 bei Sphere,
Little, Brown Book Group, London.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 05/2015
Copyright © 2014 by Alex Marwood
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2015
Redaktion: Eva Philippon
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München
Umschlagabbildung © Mark Swan, Kid-Ethic ltd
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-43816-3

www.heyne.de

*Für Cathy Fleming,
eine wunderbare Schwester und großartige Freundin*

*So wie dein Geist
ist deine Art der Suche; du wirst entdecken
Was du dir ersehnt*

ROBERT BROWNING

PROLOG

Er sieht auf die Armbanduhr und trinkt den Rest seines Kaffees in einem Zug aus. »Gut. Miss Cheryls Zigarettenpause sollte um sein. Ich bringe Sie dann mal zu ihr.«

Sie folgt ihm zum Befragungszimmer, und er prüft im Drahtglas einer Tür, an der sie vorbeikommen, verstohlen sein Spiegelbild. Detective Inspector Cheyne ist ein wenig älter, als man ihn selbst gewöhnlich einschätzt, doch sie ist eine gut aussehende Frau. Eine etwas strenge Miene, doch ein Leben bei der Londoner Polizei ist nicht gerade dazu angetan, einem die kindliche Unschuld zu bewahren. Kann trotzdem nicht schaden, sich alle Optionen offenzuhalten. Frauen mit Verständnis für unorthodoxe Arbeitszeiten sind dünn gesät, attraktive erst recht.

»Sie sollten vielleicht wissen, dass sie ziemlich müde und durcheinander ist«, sagt er zu ihr. »Und wir haben noch eine Menge zu klären, es wäre also schön, wenn Sie es kurz machen könnten.«

»Klar«, erwidert sie. »Ich glaube ohnehin nicht, dass es lange dauert. Wie ist sie? Kooperativ?«

»Sauer«, sagt er. »In Fürsorgeverwahrung, man kann es ihr also nicht verdenken. Sie ist ein wenig trotzig. Und nicht die Hellste. Es hat also keinen Zweck, sie aufzufordern, irgendwas zu lesen.«

»Schon okay. Ein Foto kann sie sich ja wohl anschauen?«

»Oh, ich denke schon. Probieren können wir's jedenfalls mal.«

Cheryl Farrell ist nach ihrer Zigarettenpause wieder im Befragungszimmer. Den rechten Ellbogen hat sie auf den Tisch gelegt, und das tränenverschmierte Gesicht ruht erschöpft auf ihrer verbundenen Hand. Sie ist blass und muss immer noch Schmerzen haben, wie DI Cheyne aufgrund der feucht glänzenden Stirn vermutet. Auch das orthopädische Rosa der Schulterbandage, die ihr Schlüsselbein fixiert, trägt nicht gerade zu einer gesunden Gesichtsfarbe bei. Sie könnte hübsch sein, denkt DI Cheyne, wäre da nicht diese mürrische Haltung. Goldbraune Haut, gekräuseltes Afrohaar, das sie zu einem kupferfarbenen Bronzeton gebleicht hat, und mandelförmige braune Augen, die sie beim Eintreffen des Neuankömmlings verdreht.

Der Anwalt macht den Eindruck, als hätte er seine Sitzposition seit einem Jahrzehnt nicht verändert, und kritzelt wütend vor sich hin. Die Sozialarbeiterin sitzt auf einem Stuhl direkt neben dem Mädchen und verströmt mit ihrer zweckmäßigen Frisur und dem vernünftigen Schuhwerk eine Aura newlabourscher Scheinheiligkeit. »Alles erledigt!«, verkündet sie strahlend. »Sie hat ihren Sargnagel gehabt.«

»O Mann, verpissen Sie sich doch.« Das Mädchen wirft ihr einen Blick zu, der töten könnte.

Merri Cheyne sehnt sich selbst nach einer Zigarette. Diese Nikotinpflaster verursachen ihr fürchterliche Verstopfung. Sie ignoriert die Sozialarbeiterin – wie sie herausgefunden hat, in den meisten Situationen das Beste, was man tun kann, sofern

man es schafft – und nimmt auf der anderen Tischseite neben Chris Burke Platz. Cheryl dreht sich zu DC Barnard um und sieht ihn missmutig an.

»Über was wollten Sie noch mal reden?« Ihr starker Liverpooleser Akzent ist verwunderlich für jemanden, der schon so lange im Süden lebt.

»Den Fernseher«, sagt DC Barnard.

»Ah, stimmt.«

Allgemeines Schweigen. Das Mädchen sieht aus, als würde sie in sich zusammensacken, wenn die Schulterbandage dies zuließe. Wirklich nicht die Hellste, denkt DI Cheyne. Er hat mich gewarnt.

DC Barnard räuspert sich. »Dann erzähl uns doch mal von dem Fernseher, Cheryl. Wie ist er in deinen Besitz gelangt?«

»In meinen Besitz was?«

»Wie hast du ihn bekommen, Cheryl? Woher kam er?«

»Ach so.« Das Mädchen schnieft heftig und wischt sich mit dem Handrücken die Nase. »Er hat gesagt, der ist übrig. Dass er sich einen neuen gekauft hat und ob ich ihn haben will.«

»Und du hast dich nicht darüber gewundert, dass er dir einen Fernseher anbietet?«

»Ich weiß genau, warum er das gemacht hat«, sagt sie mit trotzigem Blick.

»Und dem hast du zugestimmt?«

»Wenn Sie wissen wollen, ob ich mit ihm gevögelt hab, um an 'ne gebrauchte Glotze zu kommen – nein, hab ich nicht. Aber es gibt ja wohl kein Gesetz, das 'nem Typ verbietet, einem was zu schenken, weil er denkt, er kriegt einen gleich mit dazu, oder?«

»Guter Punkt.«

»Jedenfalls hab ich 'ne Glotze gebraucht. Haben Sie eine Ahnung, wie scheißlangweilig es ist, wenn man kein Geld *und* keine Glotze hat? Ich hatte nicht vor ...« – sie schaut verstohlen zur Sozialarbeiterin, ob sie diese zu einer Reaktion provozieren kann – »ihm einen zu blasen. Aber auch nicht, ihm zu sagen, dass er sich verpissen soll.«

»Nun, ich sehe ein, dass es möglicherweise ein wenig unangenehm hätte werden können, wenn ihm klar geworden wäre ...«

»Is' mir schnurz«, fällt ihr Cheryl ins Wort. »Die meisten von *eurem* Haufen denken doch, für 'ne Tüte Chips und 'ne Fanta kriegen sie 'ne Gefühlsregung. Ich wollt auf jeden Fall 'ne Glotze.«

Die Sozialarbeiterin neben ihr erstarrt gekränkt. Erstaunlich, denkt DI Cheyne. Selbst nach einer wahren Flut an Skandalen ignorieren sie immer noch Hinweise, dass sie selbst ebenfalls nicht ganz vollkommen sein könnten.

»Und wann war das?«

»Weiß nicht. So vor zwei, drei Wochen? 'ne Ewigkeit, bevor das Wetter zusammengebrochen is'. Da war's noch brüllend heiß, und er hat mir immer auf die Titten geglotzt, weil ich 'n Unterhemd anhatte. Ich hab einfach gedacht, er wär eben noch so 'n alter Dreckskerl. Mann – hat doch keiner gedacht, dass der so was vorhat, keiner. Meinen Sie, ich wär sonst in dem Haus geblieben?«

»Du glaubst also nicht, dass einer der anderen Hausbewohner irgendeinen Verdacht hatte?«

»Nein! Hab ich doch gesagt! Da hat's nach Scheiße gestunken, aber es is ja nicht das erste Mal, dass ich irgendwo gewohnt hab, wo's so stinkt. Außerdem hatten die alle mit ihrem

eigenen Kram zu tun, denk ich. Wir haben kaum was miteinander geredet, bis das alles passiert is. War ja keine Wohngemeinschaft oder so was. Wir waren nicht *befreundet*.«

DI Burke schlägt die Aktenmappe auf, die ihm DI Cheyne zuvor gegeben hat. Zuoberst befindet sich die DIN-A4-Fotografie einer Frau: klein, blondes Haar mit karamellfarbenen Strähnchen, tief ausgeschnittenes Minikleid, weiße Riemchenpumps, weiße Handtasche, Jacke von Versace, ins Haar geschobene überdimensionale Sonnenbrille. Unverkennbarer Edellook. Sie schaut von der Kamera weg und hält ein halb volles Champagnerglas in der Hand. Offensichtlich ist die Aufnahme bei irgendeiner öffentlichen Veranstaltung entstanden, einem Pferderennen vielleicht. Er fragt sich, ob dies wohl das Bild ist, das die Zeitungen bringen werden. Er räuspert sich demonstrativ, und DC Barnard hält inne und dreht sich um.

»Entschuldige, Bob«, sagt Burke. »Cheryl, das ist DI Cheyne von Scotland Yard.«

Wieder diese etwas einfältige Reaktionsunfähigkeit. Cheryl zieht einen Schmollmund und verdreht die Augen.

»Von den Metropolitan Police Headquarters?«

»Nein, nicht vom Hauptquartier, sondern vom Dezernat für Organisiertes Verbrechen«, wirft DI Cheyne ein. »Du kannst mich Merri nennen, wenn du magst.«

Gewöhnlich ruft dieses Angebot irgendein Anzeichen von Interesse hervor, das Mädchen zuckt jedoch nur gleichgültig mit der gesunden Schulter.

»DI Cheyne arbeitet nicht an diesem Fall«, erklärt DC Barnard. »Wir glauben aber, dass es eine Verbindung zu einem ihrer eigenen Fälle geben könnte.«

»Aha«, sagt Cheryl misstrauisch.

DI Cheyne lächelt ihm zu, nimmt sich die Akte und legt sie vor dem Mädchen auf den Tisch. »Cheryl«, fragt sie, »sagt dir der Name Lisa Dunne irgendetwas?«

Cheryl schüttelt den Kopf, ihr Gesicht ist eine Maske. Cheyne öffnet die Mappe und schiebt das Foto zu ihr hinüber, sodass sie es ansehen kann. »Nun, darf ich dich fragen, ob du diese Frau wiedererkennst?«

Mit heruntergezogenen Mundwinkeln zieht das Mädchen das Foto zu sich. Dann sieht sie mit hochgezogenen Augenbrauen auf. »Das is doch Collette«, erklärt sie. »Ich dachte, Sie hätten Lisa irgendetwas gesagt.«

DI Cheyne und DI Burke wechseln einen Blick. Verdammt, bedeutet er. Dann war sie es also tatsächlich. »Collette?«

»Sie hat in Nummer zwei gewohnt. So hat sie da zwar nich' ausgesehen, aber das is' sie. Wo haben Sie das her?«

»Collette?«

»Genau. Sie is', äh, Anfang Juni eingezogen. Nachdem Nikki ...« – mit einem Mal sieht sie wieder krank aus, und Tränen steigen ihr in die Augen – »nachdem sie vermisst wurde.«

»Und hast du sie in letzter Zeit gesehen?«

»Nö.«

»Was heißt Nö? Kannst du ein bisschen konkreter werden?«

Das Mädchen blickt verständnislos. DI Cheyne drückt sich einfacher aus. »Kannst du dich erinnern, wann du sie zuletzt gesehen hast?«

»Ein paar Tage lang nicht«, antwortet Cheryl. »Aber da hab ich eigentlich auch nicht drüber nachgedacht. Sie wär sowieso nich' lang geblieben. Ich glaub, sie hat die Wohnung bloß für eine Weile genommen, weil sie irgendetwas ... zu erledigen hatte oder so. Irgendetwas mit ihrer Mutter, ich weiß echt nicht. Sie

war nicht besonders nett. Eher so eine, die einen nicht erkennt, wenn man auf der Straße an ihr vorbeiläuft, wenn Sie wissen, was ich meine. Wir haben uns im Treppenhaus ein paarmal Hallo gesagt und so. Wieso?»

Chris Burke setzt sein Mach-dich-auf-was-gefasst-Gesicht auf. »Ich fürchte, Cheryl, dass einige Körperteile in der Wohnung nicht zu den bekannten Opfern passen. Den Opfern in der Wohnung, meine ich. Es gab noch mehrere andere in der näheren Umgebung. Am Bahndamm. Und am alten Feuerplatz im hinteren Garten.«

Cheryl sieht aus, als hätte man sie geohrfeigt. Sie greift nach der Tischkante, als würde sie jeden Moment ohnmächtig werden.

»Alles in Ordnung, Cheryl?«, erkundigt sich die Sozialarbeiterin. »Wir können noch mal eine Pause machen, wenn du eine brauchst.«

»Haben Sie *mehrere* gesagt?«

»Ähm ... Wir haben noch keine abschließenden Beweise. Aber doch, alles deutet darauf hin, fürchte ich.«

»O Gott«, sagt sie.

»Und ... unter den Überresten ... Du weißt doch, dass er Teile im Gefrierfach seines Kühlschranks aufbewahrt hat? Nun, darunter waren auch einige Finger. Wir haben Abdrücke davon genommen und sie durchs System laufen lassen, und, tja, sie passten zu dieser Frau. Lisa Dunne. Sie wird seit einiger Zeit vermisst. Drei Jahre, genau genommen. Wir haben nach ihr gesucht.«

»Warum? Was hat sie gemacht?«

»Das spielt jetzt keine Rolle. Sie war Zeugin von etwas – du brauchst die Einzelheiten nicht zu wissen. Aber ... na ja, wir brauchen einfach eine Bestätigung, ob sie es ist.«

»O Gott«, wiederholt sie. Sie ist sichtlich erschüttert, ihre braune Haut ist ganz grau geworden und ihre Augen groß wie Untertassen. »O nein. Er kann doch nicht ... Sie war in Nikkis Zimmer. Als wenn er ...«

Die Beamten warten, während die Neuigkeit zu ihr durchdringt. Schön, denkt DI Cheyne, das war's dann. Und wir waren tagelang unterwegs, um sie ausfindig zu machen. All die Arbeit, und Tony Stott ist immer noch unbehelligt.

»Tut mir leid«, sagt sie. »Ich weiß, es ist ein Schock. Aber du musst uns unbedingt erzählen, woran du dich in Bezug auf sie erinnerst.«

»Was wollen Sie denn wissen? O Gott, ich kann das gar nicht fassen.«

»Ich weiß«, sagt DI Cheyne sanft. »Es muss ein schrecklicher Schock sein. Aber es ist wichtig, dass du dich konzentrierst, Cheryl. Um Lisas willen.«

Cher Farrell wischt sich mit dem Arm über die Augen und zieht die Nase hoch. Sie starrt die Polizeibeamten an, den Anwalt, die Sozialarbeiterin. »Collette«, beharrt sie. »Sie hieß Collette.«

KAPITEL 1

Drei Jahre zuvor

Sie wacht mit steifem Nacken auf. Die Heizung ist ausgegangen, und die Kälte hat sie geweckt. Andernfalls hätte sie, zusammengesackt an ihrem Schreibtisch, wahrscheinlich bis Mittag durchgeschlafen. Wäre nicht das erste Mal ...

Noch benommen und mit trockenem Mund setzt sie sich auf und sieht auf die Armbanduhr: schon fast sechs. Sie ist müde, zurzeit eigentlich ständig. Nacharbeit ist etwas für die ganz jungen, und Lisa ist vierunddreißig – in der Nachtclubwelt also eher ein älteres Semester. Seit ihrem letzten Geburtstag sind einige der Mädchen, die hier arbeiten, buchstäblich jung genug, um ihre Töchter sein zu können. Und das spürt sie. Normalerweise ist sie mit der Tagesabrechnung bis halb fünf durch, aber heute Nacht hat sie selbst der vierfache Espresso, den sie sich mit hoch ins Büro genommen hat, nicht wach gehalten.

Sie stemmt sich vom Stuhl hoch und reckt sich. Immerhin ist sie fertig. Jetzt fällt ihr wieder ein, dass sie einfach nur zehn Minuten die Augen schließen wollte, bevor sie das Bargeld in den Safe bringt, damit sie auf der Heimfahrt keinen Unfall baut. Ich muss mit diesem Job aufhören, denkt sie. Ich will meine Nächte nicht mit dem Anblick von Männern zubringen, die sich von ihrer schlechtesten Seite zeigen, sabbernd vor Geilheit und mit stierem Blick von was auch immer sie sich auf der Toilette reingezogen haben. Außerdem bin ich zu alt für

solche Arbeitszeiten. Genauso wie für den Stress und die Sorge, irgendwann im Knast zu landen.

Nichts stimmt. Tut es nie. Sie weiß, wie viele Flaschen Champagner noch im Keller liegen und wie viele es wären, wenn sie tatsächlich die Anzahl verkauft hätten, die auf den Abrechnungszetteln der Bar stehen. Jedes Wochenende das Gleiche. An einem guten Abend sind zweihundert Gäste im Klub. Und obwohl sich gelegentlich auch Fußballer oder die modernen Raubritter aus dem Londoner Finanzdistrikt unter die Nutten und Halbstarken mischen oder irgendwelche albernen Jungschauspieler, die glauben, sie hätten ihre Rolle in einer Seifenoper auf ewig, sind 998 Pfund für eine Flasche Champagner dann doch happig. Jedenfalls happig genug, sie über die Alternative Getränk oder Mädchen nachdenken zu lassen. Die meisten entscheiden sich dann für eine Flasche Wodka Absolut für vierhundertfünfzig Pfund und mehrere Privattänze à fünfzig Pfund zuzüglich Trinkgeld. Trotzdem verkaufen sie laut Kassenbons hundert bis hundertfünfzig Flaschen Schampus jeden Samstag. Und alle wurden bar bezahlt.

Sie klatscht sich ein paarmal ins Gesicht, um wach zu werden. Komm schon, Lisa, je eher du damit fertig wirst, desto eher fängt dein freier Tag an. Du kannst darüber nachdenken, wenn du geschlafen hast. Und über deine Kündigung, bevor der ganze Laden von Polizei wimmelt. Die Adidas tasche liegt hinten beim Schreibtisch, wo Malik sie immer hinwirft, nachdem er morgens auf der Bank war. Sie nimmt sie auf und legt die Geldbündel eins nach dem anderen hinein, wobei sie mitzählt. Herrgott noch mal, denkt sie, manche sind ja noch in der Banderole. Er versucht nicht mal mehr, die Scheine gebraucht aussehen zu lassen.

Natürlich weiß sie, was Tony im Schilde führt. Jungs aus einem Kaff wie Basildon, die über keine klar ersichtliche Geldquelle verfügen, schaffen es ohne Kapitalgeber nicht mit sechsundzwanzig zum Nachtclubbesitzer. Aber ein Laden wie das *Nofretete* – astreiner Name für ein Lapdance-Etablissement mit jeder Menge Spiegeln und Strahlern und Papparazzi vor der Tür – ist eine Lizenz zum Geldddrucken. Und wenn nicht, dann doch wenigstens eine, um es grauweiß zu waschen. Deshalb sorgt er dafür, dass sie immer in den Zeitungen stehen, deshalb besticht er jeden Abend die geifernden Hurenböcke aus Sport, Popmusik und Fernsehen in der VIP-Lounge mit Freigetränken und Mädchen, damit sie herkommen. Um sich den Ruf zu verschaffen, ein Ort zu sein, wo die hingehen, die das Geld mit vollen Händen aus dem Fenster werfen. Und kein Mensch wird je anzweifeln, was sie angeblich ausgegeben haben, weil alle Welt täglich in der *Sun* von solchen behämmerten Prassereien liest und weiß, dass Fußballer dumm sind. Die großen Klubs in der Innenstadt nehmen an einem Samstagabend locker eine halbe Million für Alkohol im Wert von vielleicht zwanzigtausend ein, allerdings schenken sie für das Geld vermutlich auch tatsächlich etwas aus.

So. Sie ist mit Zählen fertig und findet bestätigt, was sie schon weiß. Die Tasche enthält einhundertfünfundachtzigtausend Pfund, plus/minus ein paar Hundert, in Fünfigern und Zwanzigern. Und Montagmorgen wird das Geld zur Bank gehen und von dort in den legalen Wirtschaftskreislauf wandern.

Sie macht eine letzte Kontrollrunde durchs Büro. Jetzt muss sie nur noch das Geld runter in den Safe bringen, der in der Vorratskammer im Keller in Beton eingelassen ist; anschließend ein letzter Rundblick durch die Bar, dann kann sie zuschließen

und den Rest dem Putztrupp überlassen. Sie mag diese Zeit in der Nacht sehr, trotz des Geruchs nach verschütteten Drinks, Schweiß und Poppers, trotz des einsamen Geruchs von Sperma aus den Hinterzimmern. Sie mag es, wenn sämtliche Lichter an sind und sie sehen kann, dass dieser Ort, den die Freier für das Märchenland halten, nur Blendwerk ist. Samtsitzbänke aus reinem, flüssigkeitsabweisendem Kunststoff; die hell erleuchtete Tanzfläche, die vor schwarzem, klebrigem Schmutz nur so starrt; die Spiegel im Louis XV-Stil mit ihren Rahmen aus Styropor. Auch Nofretete höchstpersönlich, deren Konterfei den Eingangsbereich beherrscht, ist ein Harzguss mit Steineffekt aus einer Fabrik in Guiyang. Sie schaltet die Bürobeleuchtung aus, schließt die Tür ab und geht die Treppe hinunter.

Die Bars befinden sich aufgereiht in einem Gang mit weiß gestrichenen Ziegelwänden und sind mit Vorhängen aus noch mehr Samt ausgestattet, in diesem Fall in Königsblau und mit Goldpaspeln. Sie hängen an langen Stangen, und das Personal kann sie beliebig hin- und herziehen, um Separées abzutrennen, den VIP-Bereich der jeweiligen Anzahl von Leuten darin anzupassen oder sogar ganze Bereiche vollkommen voneinander zu isolieren. Der Ruf jedes Nachtclubs beruht darauf, dass die Kundschaft das Gefühl hatte, sich im Getümmel befinden zu haben. Und wenn es darauf ankommt, lässt sich im *Nofretete* so ein Getümmel aus ein paar Dutzend Menschen mühelos herstellen. Sie geht den Gang entlang und überprüft dabei jeden Raum, an dem sie vorbeikommt, um sich zu vergewissern, dass nicht einfach jemand dageblieben oder ohnmächtig hinter eine Couch gekippt ist. Anschließend macht sie darin das Licht aus. Sie hat etwa die Hälfte des Gangs hinter sich, als sie bemerkt, dass sie nicht allein ist.

Irgendetwas geht in der Luxor Lounge vor sich. Etwas Körperliches, Monotones und Energisches. Sex? Vögelt da jemand? Wer? Irgendwelche Nachzügler? Jemand aus der Belegschaft, der sich nach oben schlafen will?

Sie verlangsamt das Tempo und dämpft ihre Schritte. Der Gang ist mit dickem, schwarzem Teppichboden ausgelegt, der goldfarbene Einfassungen und kleine Goldsternchen hat. Nur maßvolle Muster können ausschweifendes Sündigen verbergen. Beim Näherkommen bekommt sie Zweifel, dass es sich um Sexgeräusche handelt. Sie hört Gegrünze und Stöhnen, aber eindeutig auch Ächzlaute. Und im Hintergrund leises Gelächter und Geplauder, als diene derjenige, der die Laute von sich gibt, der Unterhaltung einer ausgelassenen Partygesellschaft. Sie schleicht auf den zugezogenen Vorhang vor dem Eingang zu, stellt sich an die Wand und linst durch einen Spalt im Stoff.

Die Luxor Lounge ist in Schwarz und Rot gehalten, dunkle Farben, auf denen man Dreck nicht so sieht. Und das ist auch gut so, denn das, was aus dem Mund des Mannes rinnt, der auf dem Boden liegt, wird man nie wieder rausbekommen.

Sechs Menschen befinden sich in der Lounge. Einmal der Mann auf dem Boden, der aussieht, als hätte er es längst aufgegeben, seine empfindlichen Körperteile zu schützen, und dessen Gesicht so zugeschwollen ist, dass ihn seine eigene Mutter nicht wiedererkennen würde. Dann Tony Stott, ihr Chef, der tolle Hecht, das Wunderkind; er ist vier Jahre jünger und mehrere Millionen Pfund reicher als sie, trägt einen Designeranzug und goldene Manschettenknöpfe und ist selbst um diese Uhrzeit glatt rasiert, seine dichten Locken sind kurz geschnitten. Des Weiteren eine Frau, die sie noch nie gesehen hat, in

einem dezenten grauen Hosenanzug, der dem Schnitt nach zu urteilen nicht aus dem Kaufhaus stammt, sowie ein deutlich älterer Mann von vielleicht Ende fünfzig, der einen schwarzen Wollmantel trägt, als wäre er auf einer Beerdigung. Die drei stehen mit einer offenen Flasche Remy an der Bar, trinken aus Cognacschwenkern und sehen Malik Otaran und Burim Sadiraj dabei zu, wie sie immer und immer wieder zutreten. Sie beobachtet, wie der Kopf des Mannes in den Nacken zurückschnellt. Ein Blutstrahl schießt ihm in einem geradezu eleganten Bogen aus der Nase. Malik hebt ein Bein auf Kniehöhe und tritt nach unten durch.

Sie keucht auf.

In der Luxor Lounge wird es still. Fünf Gesichter mit eingefrorenem Grinsen und noch vor Erregung geweiteten Pupillen drehen sich in ihre Richtung.

Lisa rennt zum Ausgang. Und weiß, dass sie um ihr Leben rennt.

KAPITEL 2

Er ist ein prachtvoller Kater. Langgliedrig, schwarz und arrogant, mit großen Vampirzähnen, die ihm fast bis ans Kinn reichen. Er hat grüne Augen und einen geknickten Schwanz, was für orientalisches Blut spricht, sowie ein vernarbtes linkes Ohr, das beweist, dass er einen Kampf nicht scheut.

Heute macht er die Herrschaft über sein Territorium dadurch geltend, dass er es inspiziert. Er gehört schon so lange zum Haus, dass niemand mehr weiß, wer ihn ursprünglich herbrachte, falls dies überhaupt jemand getan hatte. Manche Mieter scheuchen ihn mit einem ärgerlichen Zischen weg, weil sie Angst vor seiner pantherhaften Anmut und seinem unverwandten Blick haben. Andere nehmen ihn auf den Arm, streicheln ihn und brummen ihm Bewunderungslaute ins Ohr, geben ihm ein warmes Schlafplätzchen und vergießen Tränen, wenn sie ihn – was sie irgendwann alle tun – zurücklassen müssen. Sechszwanzig Mieter waren es im Haus an der Beulah Grove, seit er sich hier niederließ, und er hat nie genügend Hunger leiden müssen, um weiterzuziehen. Er hatte schon viele Namen, und derzeit heißt er Psycho.

Er steht im Fenster – der Liebhaber hat es aufgestoßen, weil es drinnen so heiß und stickig ist, dass er befürchtet, sein Schweiß könne die Luftfeuchtigkeit erhöhen – und lässt den Blick durch den Raum schweifen, dann springt er auf die Lehne des Sessels,

in dem das Mädchen sitzt. Er beugt sich vor, schnüffelt an ihrem rotbraunen Haar und berührt mit seiner zarten feuchten Schnauze ein Ohr. Beleidigt über ihre ausbleibende Reaktion hebt er den Kopf, schaut zu dem Mann hoch und blinzelt.

Der Liebhaber weint. Er sitzt auf einem Klappstuhl an der gegenüberliegenden Wand, hat das Gesicht in den Händen vergraben und wiegt sich vor und zurück. Die Tränen kommen jedes Mal schneller. Normalerweise hatte er ein paar Stunden – mitunter sogar einen Tag oder zwei –, in denen er die Gesellschaft auskosten, die Romantik genießen konnte, bevor ihn die Verzweiflung einholte. In denen er Händchen halten, die Wange streicheln und Freude am Zusammensein empfinden konnte. Aber inzwischen ist es immer weniger köstlich als beim vorherigen Mal. Es scheint so schnell vorbei, fast gleich danach. Dann setzt die Sehnsucht wieder ein, und die Einsamkeit schlägt wie eine Welle über ihm zusammen.

Er entschuldigt sich, wie immer. »Es tut mir so leid«, sagt er, und die Worte bleiben ihm salzig in der Kehle stecken. »O Nikki, es tut mir leid. So leid. Das wollte ich nicht.«

Sie erwidert nichts, sondern starrt ausdruckslos über seine Schulter, den Mund leicht geöffnet, überrascht.

»Du ...«, beginnt er. »Ich hatte Angst, dass du wieder fortgehst. Das ertrage ich nicht, verstehst du? Ich halte es nicht aus. Ich bin so allein.«

Er weint weiter. Verzehrt sich vor Selbsmitleid, zerfressen von der Leere seines Daseins. Mein Leben besteht nur aus Arbeit, denkt er. Ich mache und tue und helfe und organisiere, und am Ende des Tages ist es immer dasselbe. Nur ich. Ich ganz allein, und die Welt dreht sich weiter, als hätte es mich nie gegeben. Die würden doch monatelang nicht merken, wenn ich

verschwinden würde, keiner von denen. So ist das in Familien wie meiner, man lebt sich eben auseinander. Kein Geld, gescheiterte Ehen, Halbgeschwister und überall alles vollgestopft bis unters Dach. Wir reden doch höchstens noch einmal im Jahr miteinander, wir laufen uns doch nur noch über den Weg, wenn ich an Weihnachten heimfahre. Und das Allerschlimmste ist, dass meine Mutter immer so überrascht klingt, meine Stimme am Telefon zu hören. Dabei rufe ich sie, pünktlich wie ein Uhrwerk, jeden ersten Samstag im Monat an. Sie würden es nicht merken, *niemand* würde es merken.

Er hebt den Blick und sieht Nikki an, die Ursache seines Leidens. Ein hübsches Mädchen. Nicht spektakulär, nichts, das irgendwer als eine Nummer zu groß für ihn bezeichnen könnte. Obwohl er vermutet, dass einige wegen ihres Altersunterschieds die Augenbrauen hochziehen könnten. Das ist doch alles, was ich wollte, denkt er. Ein nettes Mädchen. Keine großartigen Ansprüche, keine überwältigende Leidenschaft wie im Kino, kein Champagner oder Rosen. Nur jemand, der bei mir bleibt, jemand, der nicht fortgeht.

Der Kater steht jetzt vor dem Schrank und schnüffelt am Türspalt. Der Liebhaber schwingt sich auf und verscheucht ihn, indem er zischend in die Hände klatscht. Das Tier macht einen Buckel und springt mit einem bedrohlichen Fauchen aufs Bett und von dort aus dem Fenster. Er überlegt, es zu schließen, damit der Kater nicht mehr hereinkann. Aber bei dieser Hitze ist es in seiner Wohnung dermaßen stickig geworden, dass er Angst hat, die Gerüche, die sie ausdünstet, könnten sich im Haus ausbreiten. Mit dem Ärmel wischt er sich sein salziges Gesicht ab und versucht sich zusammenzureißen. Einen schönen Abend können wir auf jeden Fall noch haben, denkt

er, als er auf seine schweigsame Gefährtin blickt. Ich werde ein Glas Wein trinken und ihre Hand halten. Vielleicht möchte sie sich ja einen Film mit mir anschauen, bevor wir anfangen.

Ihre rechte Hand, gegen die der Kater gestoßen ist, rutscht plötzlich von der Sessellehne und baumelt ruhig und sanft in der Luft. So eine hübsche Hand, denkt er, immer saubere, sorgfältig gefeilte Fingernägel. Das ist mir schon beim ersten Mal aufgefallen, als ich sie sah. Diese Hand wollte ich immer schon halten und die weiche Haut zwischen meinen Handflächen spüren.

Jetzt aber los. Er holt den Klappstuhl und stellt ihn neben den Sessel. Komisch, denkt er. Sie wirkt kleiner als gewohnt, zarter und zerbrechlicher. Mehr wie jemand, der meinen Schutz braucht. Er legt den Unterarm wieder auf die Sessellehne zurück und geht in die Küche, um die Schere zu holen. Damit schneidet er sehr langsam und vorsichtig das Gewebeklebeband um ihren Hals durch und zieht ihr die durchsichtige Plastiktüte, die damit befestigt ist, vom Kopf. Ganz behutsam, um ihr herrliches Haar nicht in Unordnung zu bringen. Später will er ihr die fleckigen Kleider ausziehen und in die Waschmaschine stecken. Er wird sie baden, ihr die verschwitzten Locken waschen und auskämmen und ihren Körper mit Babypuder bestäuben. Bei dieser Hitze wird alles im Nu trocken sein.

»Siehst du«, sagt er freundlich und drückt ihr einen Kuss auf die Schläfe, in der kein Puls mehr schlägt. Er setzt sich hin und hebt ihre Hand nur kurz an seine Lippen. »Siehst du«, sagt er noch einmal und legt sie sich zwischen seine eigenen, größeren und raueren Handflächen, wie er es sich immer vorgestellt hat.

»Das ist doch schön, oder?« Eine rein rhetorische Frage.

KAPITEL 3

Trotz der enormen Hitze trägt er eine Strickjacke, die nach Tabak, Bratfett und jenen geheimen Körperfalten riecht, an die niemals Luft kommt. Sein Haarausfall wird durch schuppiges, darübergelächertes Resthaar noch betont, und seine Augen verbergen sich hinter verschmierten Brillengläsern. Außerdem ist er fett, hat eine Wampe, die ihm über den Gürtel hängt. Er schnauft, als er langsam vor ihr die Vordertreppe hinaufgeht. Seine Körperfülle lässt die Konstruktion, die ursprünglich als elegante Zierde eines wohlhabenden Hauses gedacht war, eng und schäbig wirken.

Dieses Schnaufen, denkt sie, kommt nicht nur vom Gewicht, da ist noch was anderes. Er ist erregt. Selbstzufrieden. Diese schweren Atemzüge sind auch Ausdruck von – Lust. Ich kann sie förmlich spüren. An der Art, wie er mich im Treppenhaus von oben bis unten taxiert hat. Da hat er nicht nur rausfinden wollen, ob ich seriös bin. Er hat meine Titten gecheckt.

Ungehalten wischt sie den Gedanken beseite. Finde dich damit ab, Collette. Was soll's schon? Ein geiler alter Sack verschafft sich einen Kick – daran bist du ja wohl gewöhnt, oder nicht?

Auf dem kleinen Treppenabsatz vor der Haustür legt der Vermieter eine Verschnaufpause ein. Mit einer Hand an die Wand gestützt, starrt er zu ihr hinunter. Sie schiebt die Adidastasche

etwas höher, um sich ihren Schal unauffällig über die offene Bluse ziehen zu können. Sie ist so züchtig gekleidet, wie die Hitze des Tages es zulässt, allerdings wird ihr plötzlich unangenehm bewusst, dass ihr die Kleider feucht auf der Haut kleben.

Er holt ein paar mal Luft, bevor er spricht. »Ich habe noch nicht mit jemand gerechnet, verstehen Sie.« Offensichtlich glaubt er, damit irgendetwas zu erklären.

Abwartend steht sie da, unschlüssig, was sie darauf erwidern soll. Die Tasche ist schwer, und sie wünschte, er würde einfach weitergehen, damit sie sie abstellen und ihren Arm ausschütteln könnte.

»Normalerweise kommen sie nämlich immer erst am nächsten Tag vorbei. Oder am Abend«, sagt er. »Jedenfalls nicht grade mal eine Stunde, nachdem die Annonce aushängt. Sie über-rumpeln mich.«

»Tut mir leid«, entgegnet sie, ohne genau zu wissen, weshalb sie sich entschuldigt.

Er nimmt einen Schlüssel aus der Tasche seiner Strickjacke und lässt ihn an seinem Ring um den Zeigefinger kreisen. »Zum Glück war ich sowieso hier«, meint er. »Musste mich ein bisschen um die Parterrewohnung kümmern. Die ist nämlich noch nicht bezugsfertig. Ich wollte grade eine Putzfrau besorgen, die sich drum kümmert. Dachte natürlich, dafür hätten wir den ganzen Tag Zeit.«

»Ach, das geht schon in Ordnung«, meint Collette. »Eine Pulle Allesreiniger reicht mir völlig. Es gibt doch sicher einen Staubsauger im Haus, oder?«

Seine Lippen sind feucht und von einem widerlich bläulichen Rosa und geben beim Sprechen ein schmatzendes

Geräusch von sich. »Natürlich«, antwortet er. »Aber darum geht's nicht.«

Er dreht sich um, um den Schlüssel ins Schloss zu stecken. Es ist eine schwere Tür mit zwei Glasscheiben, durch die Licht in den dahinterliegenden Hausflur fällt. Eine elegante Tür, die den Ansprüchen eines viktorianischen Bewohners auf dem Weg nach oben genügen sollte, nicht den Sicherheitsbedürfnissen eines heruntergekommenen Mietshauses. »Die Vormieterin, verstehen Sie. Hat die Miete geprellt und ihr ganzes Zeug dagelassen.«

»Oh«, sagt Collette.

»Ist ziemlich überstürzt weg«, erklärt er. »Ich hab alles gelassen, solange ich konnte. Aber ich bin ja nicht die Heilsarmee.«

»Nein«, sagt Collette. »Natürlich nicht.«

»Deshalb muss sie ausgeräumt werden. Nur damit Sie's wissen.«

»Hm«, meint Collette. »Ich hatte gehofft, ich könnte heute einziehen.«

»Nun, da bleibt ja nicht viel Zeit, um Ihre Referenzen zu überprüfen«, bemerkt er süffisant. »*Nicht wahr?*«

»Nein«, sagt sie und wünschte, sie wäre ihm nicht in den Hausflur gefolgt. Es ist stickig hier drin, trotz der offenen Tür. Als er an ihr vorbeigreift und sie zustößt, trifft sie ein Schwall des Gestanks seiner Kleider. Sie späht ins Dämmerlicht und erkennt einen fleckigen, grauen Teppich, einen Ablagetisch und ein Münztelefon an der Wand. So eins hab ich seit Jahren nicht mehr gesehen, denkt sie. Was er da wohl jeden Monat mit rausholt?

Unter dem Taschenriemen löst sich ein Schweißtropfen und rinnt ihr in den Ausschnitt. Zu ihrer Überraschung hört sie

hinter der Tür links von sich klassische Geigenmusik. Hätte sie an einem Ort wie diesem nicht erwartet, sondern eher auf Hip-Hop getippt. »Ich würde wirklich nur ungern Geld für ein Hotel ausgeben müssen, wenn ich es irgendwie vermeiden kann«, sagt sie.

»Gibt's denn niemanden, zu dem Sie in der Zwischenzeit gehen können?«

Sie hat sich ihre Story zurechtgelegt und ist bereit. »Nein«, erwidert sie. »Ich habe die letzten Jahre in Spanien gelebt und zu vielen Leuten irgendwie den Kontakt verloren. Aber jetzt ist meine Mutter im Krankenhaus, und ich möchte in ihrer Nähe sein. Und dann kommt man zurück und stellt fest, dass man eigentlich keinen mehr kennt. Sie wissen ja, wie die Leute hier in London ständig umziehen. Ich habe keine Verbindungen mehr zu alten Schulfreunden, und weitere Verwandtschaft hatten wir auch nie. Es gab nur meine Mum und mich ...«

Sie legt eine Pause ein und sieht, wie sie es die letzten Jahre vor zahllosen Spiegeln geübt hat, mit großen Augen und schmerz-erfülltem Blick zu ihm auf. Dieser Blick hat ihr durch mehr heikle Situationen geholfen als irgendetwas anderes. »Verzeihung«, schließt sie. »Sie wollen sicher nichts von meinen Problemen hören.«

Lügen ist einfach. So unglaublich leicht, sobald man erst mal in Fahrt gekommen ist. Man muss seine Story einfach überzeugend vortragen und dabei so dicht wie möglich an der Wahrheit bleiben, anschließend verletzlich aussehen und einen Vorwand finden, sich der weiteren Unterhaltung schnellstmöglich zu entziehen. In neunundneunzig Prozent der Fälle glauben einem die Leute alles, was immer man ihnen auch erzählt.

Der Vermieter wirkt befriedigt. Er meint, er hätte mich erwischt und was über mich rausgefunden. Hätte er einen Schnurrbart, würde er ihn jetzt zwirbeln. »Tja«, sagt er in erwartungsvollem Ton, »tut mir leid, das zu hören.«

»Ist ja nicht Ihr Problem«, erwidert sie demütig. »Ich verstehe das. Allerdings heißt das, dass ich ... wissen Sie ... ich habe wirklich keinerlei Referenzen, weil ich immer zu Hause gewohnt habe, bevor ich fortging.«

»Was haben Sie denn in Spanien gemacht?«, fragt er.

Sie erzählt ihm die vorbereitete Geschichte, eine, die ohnehin kein Mensch hören will. »Ich habe geheiratet. Ihm gehörte eine Bar an der Costa del Sol. Er hat mich betrogen ... Jedenfalls bin ich jetzt hier, ohne Ehemann. Wie das Leben so spielt.«

Er betrachtet sie nachdenklich. Hinter seinen Brillengläsern leuchten die Pfundzeichen in seinen Augen. »Ich könnte mir denken, dass wir uns einigen können«, erklärt er.

Wen willst du hier eigentlich verarschen? Du bist ein Vermieter, der sich die Miete bar auf die Hand geben lässt und seine Zimmer über Aushänge in Zeitungsläden vermietet. Ich vermute mal, du hast in deinem Leben noch keine einzige Referenz überprüft, solange das Geld pünktlich kommt. *Natürlich* können wir uns einigen.

»Und wenn ich Ihnen eventuell eine Monatsmiete als Kautions zahle?«, bietet sie an, als sei ihr der Gedanke gerade erst gekommen. »Das könnte ich wahrscheinlich hinkriegen. Ich hab ein bisschen was gespart. Wenigstens *das* hab ich retten können, auch wenn meine Würde immer noch in Torremolinos ist.«

Er schaut erfreut, dann wölfisch. »Wie Sie vielleicht wissen, sind bei uns die erste Monatsmiete, eine Kautions und

beim Auszug noch mal eine Monatsmiete für die Renovierung üblich.«

»Habe ich mir gedacht«, erwidert sie ruhig und betrachtet den handtellergroßen Fettfleck an der Wand auf Höhe ihres Gesichts. Irgendwer tastet sich hier offensichtlich im Dunkeln an der Wand entlang, um nicht zu stolpern. Ich wette, keine dieser Funzelbirnen hier funktioniert.

»Schön, vielleicht würden Sie gerne das Studio sehen«, sagt er.

»Studio« ist eine Übertreibung. Damit hat sie aufgrund der Anzeige allerdings gerechnet – eine schäbige Karteikarte im Schaufenster eines Zeitungsladens statt eines Hochglanzfotos in dem eines Maklerbüros. Die Gentrifizierung von Northbourne schreitet schnell voran, dennoch muss das Geld aus dem Finanzdistrikt erst noch bis in diesen äußersten Süden der Stadt vordringen. Die viktorianischen Häuser dieser Straßenzüge verfügen jedenfalls immer noch über bröselnde Gipskartonwände und Zweiplattenherde, und die Hausflure stehen voller Fahrräder.

Immerhin hat das Zimmer eine annehmbare Größe. Es liegt nach vorn zur Straße raus und muss früher einmal das Wohnzimmer gewesen sein. Allerdings müffelt es. Die Luft ist abgestanden durch die Hitzewelle draußen und das fest geschlossene Schiebefenster, und die alten Klamotten ihrer Vorgängerin, die achtlos aufgetürmt in der Ecke liegen. Aber auch, wie sie feststellt, wegen diverser Lebensmittel auf der Arbeitsplatte: ein Beutel schwarz verfärbte Kartoffeln, die bereits matschig werden, eine halbe Zwiebel, ein Stück Käse, eine offene Dose bläulicher Essiggurken und das Endstück eines aufgeschnittenen

Brots, das unter dem haarigen Schimmelüberzug kaum noch zu erkennen ist. In der Spüle liegen eine Schale und eine Tasse zum Einweichen im Wasser, das inzwischen nach Abfluss riecht, und der Hahn tropft.

Der Vermieter hat den Anstand, etwas beschämt dreinzuschauen. »Wie gesagt, ich hatte noch keine Gelegenheit, hier aufräumen zu lassen«, sagt er.

Collette stellt die Adidastasche auf den Boden, erleichtert, sie endlich loszuwerden. Wieder einmal hat sie eine Reise hinter sich, in der sie das Ding ständig bei sich behielt und aus Angst nicht aus den Augen ließ. Ohne die Tasche wäre sie geliefert, und doch hat sie ihren Anblick gründlich satt.

»Wo ist das Badezimmer?«, fragt sie.

Sie hatte gewusst, dass man bei einem »Studio« in dieser Gegend den Luxus eines eigenen Bads wohl kaum erwarten konnte. Was für ein Glück, dass sie schon immer einen robusten Magen und einen relativ schwach ausgeprägten Würgerereflex hatte. Sie hat es satt, auf der Flucht zu sein. Ist doch gar nicht so übel, versucht sie sich einzureden. Jedenfalls wenn hier erst mal eine Weile gelüftet, das ganze Zeug draußen im Müll ist und ich ein paar Duftkerzen abgebrannt habe. Ist ja nicht für ewig. Nur bis ich alles erledigt habe. Trotzdem, weiß der Henker, was da in diesem Kühlschrank ist.

»Und die anderen Mieter ...«, beginnt sie. »Wer wohnt denn im Augenblick noch hier?«

Er wirft ihr einen dieser erstaunten Blicke zu, die darauf hindeuten, dass die Frage irgendwie unverschämt ist.

»Wenn ich mir mit jemandem das Bad teile«, fügt sie hinzu, »wüsste ich ganz gern mit wem.«

»Ach, da müssen sich keine Sorgen machen«, meint er.

»Gerard Bright, netter, ruhiger Mann, Musiklehrer. Vor Kurzem geschieden, glaube ich. Und die anderen sind auch ganz harmlos. Keine Junkies oder so was, falls Sie das befürchten. Außerdem teilen Sie es sich nur mit Mr. Bright. Die beiden im ersten Stock teilen sich ebenfalls eins.«

Er schlurft zum Fenster und zieht die halb geschlossenen Polyestervorhänge sowie das untere Schiebefenster auf. Erfreut sieht sie, dass es sich problemlos bewegt, als sei die Führungsschiene erst kürzlich geschmiert worden. Die größere Helligkeit vermag den Anblick des Zimmers jedoch nicht wesentlich zu verbessern. Alles ist mit Staub bedeckt, und die benutzte Bettwäsche sieht schmutzelig und verschlissen aus.

»Ich schick jemanden her, der alles in Säcke packt«, erklärt er und klimpert mit den Schlüssel. »Sollte nicht allzu lange dauern.«

Collette hockt sich auf eine Sessellehne und zieht die Tasche hinter die Füße. Sich richtig hineinsetzen möchte sie erst, wenn sie ihn gründlich inspiziert hat. »Schon in Ordnung, ich übernehme das und sortiere aus. Ein paar Müllsäcke und ein Staubsauger reichen.«

Der Vermieter zieht die Augenbrauen hoch.

»Oh, Entschuldigung«, sagt Collette. »Wie gedankenlos. Vielleicht möchten Sie ja selbst ...« Sie lässt die Hand über den herrenlosen Krempel schweifen.

Er sieht dermaßen beleidigt aus, dass ihr schlagartig klar wird, dass er genau dies vorhatte. Und ihm jetzt, da ihm diese Möglichkeit verstellt ist, nur noch übrig bleibt, verärgert zu sein. Mit Unschuldsblick sieht sie ihn an. »Ich meine ... vermutlich könnte man einiges an einen Secondhandladen oder so geben.«

Der Vermieter schnaubt und wendet sich ab. »Das bezweifle ich«, sagt er.

»Ach so.« Die Tasche brennt ihr buchstäblich ein Loch ins Fußgelenk. Sie will endlich ein bisschen Ruhe, ein bisschen Abstand, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen und um die Tasche zu verstecken. »Wie steht's also?«

Sie sieht, dass er stutzt. Zum Teufel, der denkt, ich mach ihn an! Schau dich doch mal an, Mann. Schon erstaunlich, wie manche Kerle tatsächlich glauben können, sie wären Götter, sogar wenn sie vor einem Spiegel stehen. »Mit dem Zimmer«, fügt sie hastig hinzu. »Kann ich es haben?«

Er weiß, dass er die Oberhand hat. Niemand, der irgendwelche Alternativen hätte, würde anbieten, irgendwo einzuziehen, wo noch die getragenen Unterhosen und das ungespülte Geschirr einer Unbekannten rumliegen. »Kommt drauf an«, erwidert er.

Vergiss es, denkt sie.

»Ohne Referenzen brauche ich eine höhere Kautio n. Sie verstehen schon, als Absicherung. Ich bin ja nicht die Heilsarmee. Mir fehlt schon eine Monatsmiete wegen diesem kleinen ...« Gestikulierend deutet er auf die Beweise für den überstürzten Aufbruch.

Collette blinzelt. Einmal, zweimal. Wartet ab.

»Und keine Schecks«, sagt er. »Ich will die Kautio n in bar. Genau wie die Miete. Hatte schon genug geplatzte Schecks, reicht mir fürs ganze Leben.«

»Das geht in Ordnung«, entgegnet sie. »Habe ich schon vermutet. Dann reicht eine Monatsmiete extra also nicht?«

Er tut so, als dächte er über die Frage nach. Sie hätte anfangs nicht so mitteil sam sein dürfen. Er hat begriffen, wie

wenig Möglichkeiten ihr zur Verfügung stehen. »Sechs Wochen zusätzlich zur normalen Kaution«, sagt er. »Und die Miete im Voraus.«

»Das wären dann ...«, meint sie und überschlägt die Summe. Die Zweitausend, die sie heute Morgen im Hotelzimmer aus der Tasche abgezählt hat, stecken in ihrem BH. Dass sie eventuell mehr brauchen würde, hätte sie nicht gedacht, gerade in dieser Gegend.

»Zweitausendeinhundert«, sagt er. »Und Sie ziehen hier nicht ein, bevor ich die nicht habe.«

Sie holt tief Luft. Ist okay, Collette, sagt sie sich. Er wird dich schon nicht ausrauben. Nicht in seinem eigenen Haus.

»Zweitausend kann ich Ihnen gleich geben. Für den Rest muss ich morgen zum Geldautomaten.«

Er fährt sich mit der Zunge über die Lippen und verlagert sein Gewicht. Bargeld übt eindeutig eine fast erotische Wirkung auf ihn aus. Mit zusammengekniffenen Augen sieht er sie an und leckt sich noch einmal die Lippen.

Sie steht auf und dreht ihm den Rücken zu. Keinesfalls wird sie sich vor den Augen dieses schmierigen alten Lustmolchs in den Ausschnitt fassen. Doch das Zimmer ist perfekt. Hier wäre sie in jeder Hinsicht von der Bildfläche verschwunden. Niemand aus ihrem alten Leben würde sie hier suchen, und sie braucht diesen Ort, um sich neu zu formieren, Janine zu besuchen und herauszufinden, was sie als Nächstes tut.

Die Geldscheine sind warm und ein wenig feucht von ihrer erhitzten Haut. Sie dreht sich wieder um und streckt ihm das Geld hin. Der Vermieter nimmt es mit spitzen Fingern und starrt sie an. Ich muss seinem Blick standhalten. Darf nicht als

Erste die Augen senken. Sonst weiß er, dass er der Boss ist, und ich werde ihn nie wieder los.

»Dafür brauche ich eine Quittung«, erklärt sie.

Collette macht die Tür zu und versucht, die Sicherungskette des nicht sehr stabilen Yale-Schlusses einzuhängen. Sie gleitet zwar in die Führung, rastet aber nicht ein. Das Ohr an die Tür gepresst, wartet sie und horcht, wie er weggeht. Sie hört ihn draußen im Hausflur herumlungern und spürt das Gewicht seines angestregten Atems. Nach etwa einer Minute entfernt sich sein schlurfender Schritt, und er steigt langsam die Treppe hinauf. Auf jeder Stufe stößt er ein leises Grunzen aus.

Sie sieht sich in ihrem neuen Zuhause um. Vergilbte magnoliaweiße Wände, dünne Polyestervorhänge mit einem Muster aus geometrischen Farbquadraten auf blauem Grund, das sie aus etlichen Einsternehotels kennt, in denen sie im Lauf der Jahre abgestiegen ist, das ungemachte Bett, der Sessel und der kleine Resopaltisch unter dem Fenster. Auf dem Fensterbrett liegt noch die Haarbürste ihrer Vorgängerin, in ihren Borsten haben sich rote Haare verfangen. Was ist das für ein Mensch, der einfach auszieht, ohne seine Haarbürste mitzunehmen, wundert sie sich.

Einer wie du, lautet die Antwort. Sie muss an ihr letztes Zimmer in Barcelona denken. An die Kleider, die sie nie wiedersehen wird, ihre auf Kommoden verstreuten Kosmetika, ihre Bücher, die Halsketten, die an Nägeln in der Schlafzimmertür hängen, und an die Geräusche der Cafés unten auf der Straße. Die Tasche hatte sie Gott sei Dank in einem Schließfach im Bahnhof deponiert, denn ab dem Moment, als sie Malik draußen auf der Straße gesehen hatte, konnte sie keinesfalls mehr

riskieren, in das Zimmer zurückzukehren. Sie spürt, wie ihr Tränen in die Augen steigen. Irgendwann, wenn keine Miete mehr eingeht, wird jemand vorbeikommen und alles wegwerfen. Kein Mensch wird sich fragen, wohin sie gegangen und weshalb sie in so gleichgültiger Eile aufgebrochen ist. Sie empfindet ein gewisses verschwörerisches Mitgefühl mit der verschwundenen Mieterin. Denn sie gehört jetzt zur Welt des Wie-gewonnen-so-zerronnen, und nur Tony Stott will noch wissen, wo sie ist.

Collette geht zum Bett und schlägt die Decke auf. Sie riecht nach jemand anderem. Aus dem Zug hat sie die Filiale einer großen Supermarktkette gesehen. Nachdem sie sich ausgeruht hat, wird sie sich dort ein paar neue Laken und Bezüge kaufen. Vielleicht gönnt sie sich sogar eine neue Zudecke und Kopfkissen.

Du darfst nicht alles ausgeben, denkt sie unwillkürlich wie bei jedem ihrer Neuanfänge. Verprass es nicht, es ist alles, was du hast, Collette. Sie holt die Tasche unter dem Sessel hervor. Setzt sich aufs Bett und überprüft, ob ihr Inhalt noch da ist, was sie stündlich tat, seit sie zum Bahnhof geflüchtet ist. Sie nimmt den kleinen Notvorrat an Habseligkeiten heraus, die sie darin aufbewahrt hat, und breitet sie aus, um ihr Revier zu markieren. Ein paar Sommerkleider, eine Strickjacke, Flipflops, einige Slips sowie einen Kulturbeutel mit einer Zahnbürste, einer Tube Gesichtscreme und ein paar Eyelinern. Alles, was sie dieses Mal hat retten können. Nicht viel vorzuweisen für ein fast vierzigjähriges Leben, aber besser, als überhaupt nicht mehr am Leben zu sein.

Sie sitzt, später liegt sie auf dem Bettlaken dieser Unbekannten. Dankenswerterweise ist es immerhin fleckenlos. Dennoch

kann sie die platt gelegenen, traurig aussehenden Kopfkissen kaum ertragen und verwendet stattdessen die Tasche mit ihrem restlichen Inhalt als Kopfstütze. Sie ist hart, gibt nicht nach. Wer hätte gedacht, fragt sie sich, dass man auf hunderttausend Pfund so unbequem liegen kann?

KAPITEL 4

Hinweise darauf, dass Northbourne im Aufstieg begriffen ist, finden sich überall, auch wenn es bis dahin noch einen ganz schönen Weg vor sich hat. Neue Geschäfte schießen aus dem Boden: ein Feinkostladen, der sonnengetrocknete Tomaten verkauft und diese Käsesorten, die nach Achselhöhle riechen; ein Immobilienmakler mit einsilbigem Namen, der einem einen Cappuccino spendiert, sofern man schick und alt genug aussieht; ein Gemüsehändler aus Leidenschaft und ein Café mit Tischen auf dem Bürgersteig und extra breiten Gängen dazwischen für die Kinderwagen. Vor allem aber ist Cher aufgefallen, dass es neue Schilder gibt. Eins ist am Laternenpfahl Station Road Ecke High Street aufgetaucht, wie sie am Morgen dort bemerkt. Sie bleibt stehen und liest langsam, was draufsteht, wobei sich ihre Lippen bewegen.

DIEBE UNTERWEGS ACHTEN SIE AUF IHRE SACHEN

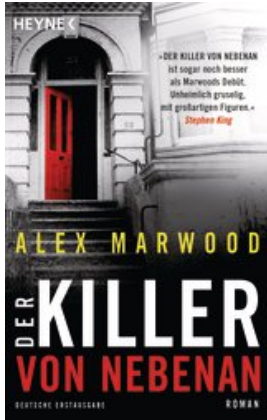
Sie zieht die Augenbrauen hoch. Das ist ja wohl das beste Indiz dafür, dass hier inzwischen Leute leben, die etwas besitzen, das sich zu stehlen lohnt. Instinktiv überprüft sie die Brusttasche ihrer Jeansjacke, wo ihr Geld verstaut ist. Sie ertastet die leichte Ausbeulung und lächelt. Es war eine gute

Woche. Sie hat die Miete zusammen, die erst in drei Tagen fällig ist, und sogar noch ein bisschen Geld über. Sie könnte auch ein paar Ruhetage einlegen, sich den Haaransatz nachfärben und die Nägel machen. In der Drogerie auf der High Street gibt's neue Glitzerlacke. Da könnte sie kurz reinspringen, eine Nagelfeile kaufen und sich bei der Gelegenheit gleich einen davon draufmachen.

Sie setzt ihren geblühten Rucksack auf und geht Richtung High Street. Die Mittagszeit ist fast um, und auf der Straße ist relativ viel los. Überall duftet es appetitlich nach den Imbissen, die verstreut zwischen den Secondhandläden liegen: Curry, Grillhähnchen, Bratwurstbrötchen, und aus dem billigen Ekeladen dringt Frittengeruch.

Cher bummelt den Bürgersteig entlang. Keine Hektik, weil sie irgendwo sein müsste, nie wieder Hektik. Doch die Augen hinter ihrer Primark-Sonnenbrille sind wachsam und erfassen alles in ihrer Umgebung auf der Suche nach günstigen Gelegenheiten. Im Leben kann's doch nicht bloß darum gehen, die Miete zusammenzukriegen. Es muss mehr geben. An einem Tag wie heute fällt es nicht leicht, daran zu denken, aber der nächste Winter kommt bestimmt – mit den langen, dunklen Nächten und den Tagen, die man zum größten Teil verschläft, weil es zu kalt ist, um das Bett zu verlassen. Sie muss anfangen zu sparen, um ihre Zählerkarte aufzuladen, manche Sachen gibt's nun mal nicht umsonst.

Prüfend sucht sie die Straße ab. Wo eine Menschenansammlung ist, bietet sich auch eine Gelegenheit. Heute hat sie eine Runde zu den Leihhäusern von Tooting, Streatham und Norbury gedreht. Dort war keine größere Gerissenheit erforderlich, lediglich Selbstvertrauen und ein beschämtes Auftreten



Alex Marwood

Der Killer von nebenan

Wie gut kennst Du deinen Nachbarn?
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43816-3

Heyne

Erscheinungstermin: April 2015

In der Nummer 23 stimmt etwas nicht. Alle sechs Bewohner des verfallenen Hauses im Süden Londons haben etwas zu verbergen. In einer glühend heißen Sommernacht zwingt ein grausamer Unfall sie in eine unfreiwillige Allianz, und das gegenseitige Misstrauen steigert sich ins Unerträgliche. Was fünf von ihnen nicht wissen: Einer von ihnen ist ein Killer. Und er lauert gerade seinem nächsten Opfer auf ...